

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 10 (1967)

Heft: 2

Artikel: Eine Trouvaille

Autor: Zobeltitz, Fedor von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nisten. Der Text ist hervorragend belegt durch nicht weniger als 316 schwarz-weiße und acht farbige Wiedergaben. Ob es gerade bei Holzschnitten sinnvoll war, sämtliche schwarz-weißen Reproduktionen einheitlich grau zu grundieren und überdies auf ziemlich dickes Papier zu drucken, darüber möchten wir mit dem Verlag oder seinen Graphikern nicht lange rechten. Vielmehr sei dankbar anerkannt, wie viel Lehrreiches dieses Werk dem Laien und dem Fachmann bietet. Die Beispiele, die wir ihm entnehmen, mögen das *in nuce* zeigen.

Zu Seite 104: Der hl. Hieronymus in ungewöhnlicher Stellung zieht dem verletzten Löwen den Dorn aus der Pfote. Ein kolorierter niederländischer Einblattdruck der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, eines jener Bilder, die man in die Stuben zu hängen pflegte, weil sie Heilige darstellten, die man in der Not anrief. Eindrücklich ist die klare Raumbildung. Auf niederländische Vorbilder wie etwa van Eyck und seine Vorläufer deutet manches hin. Charakteristisch sind die rechtwinkligen «abstrakten» Häkchen, die Falten des Gewandes andeuten.

Zu Seite 105: Alfred Rethel: Der Tod als Freund, 1851. An die innere Nähe des Künstlers zur Romantik erinnert der Gehalt des Bildes an beseelter Stimmung. Rethel

arbeitet Figuren und Architekturformen mit einer subtilen Technik der Schraffur heraus, die an Lukas van Leyden erinnert. Heldend standen die Holzschnieder Unzelmann und Bürkner dem Künstler zur Seite.

Zu Seite 111: Eine Liebesszene aus dem *Doctrinael* des Tyts, Haarlem 1484. Ein Werk aus dem bürgerlichen Holland, aber nicht ohne die etwas steife Grazie höfischer Haltung. Konventionelle, unrealistische Baumformen, aber spürbar ist doch das Werden eines neuen Naturgefühls und eines neuen Sinnes für Perspektive.

Zu Seite 112: Karl Schmidt-Rottluff: Frauenkopf, 1916. «Der Holzschnitt, dem fast alle französischen Impressionisten ausgewichen waren, bot sich den deutschen Expressionisten, die sich der Welt gegenüber subjektiv fordernd, aktiv einstellten, als ein Mittel an, die neuen Vorstellungen zu verwirklichen. Auf die bis dahin übliche Bindung an den Natureindruck verzichtend, bedienten sie sich des scharfen Gegensatzes von flächigem Schwarz und Weiß, wie er sich auf einfache Weise aus dem Material des Holzstocks gewinnen ließ» (Musper). Welche starken Wirkungen erreicht wurden, wenn ein radikales schöpferisches Expressionistentemperament am Werk war, zeigt unser Holzschnitt.

FEDOR VON ZOBELTITZ EINE TROUVAILLE

Fedor von Zobeltitz (1857–1934) ist der Verfasser zahlreicher Unterhaltungsromane, die vor allem in den Kreisen des preußischen Adels und der bürgerlichen Schichten Berlins spielen. Unter Bibliophilen ist er bekannt als Begründer der «Gesellschaft der Bibliophilen» und als Herausgeber der «Zeitschrift für Bücherfreunde».

Es ist nicht verwunderlich, daß gelegentlich auch Motive aus der Welt der Bibliophilie in seinem fabulierfreudigen Werk vorkommen. Eine dieser in sich geschlossenen Episoden haben wir aus dem Roman «Der Telamone» (Berlin 1893) herausgelöst und teilen sie hier mit. Die Hauptgestalt, Fritz Fliedner, der Sohn der Kantorsleute im Dorf Klein-Busedow, hat seine Eltern sehr früh zur gleichen Stunde verloren. Bei der Versteigerung der armeligen Hinterlassenschaft ersteht er als einziges Andenken für 50 Pfennig (einem Darlehen des Pastors) eine alte, verstaubte lateinische Bibel, die seine Mutter aus ihrem heimatlichen Försterhause in die Ehe mitgebracht hat. Die Frau pflegte zwischen die Blätter die Briefe zu legen, die sie aufheben wollte. Den Sohn begleitet das ehrfürchtig gehütete Buch durch die Wechselfälle seiner Jugend hindurch: Er ist Pferdeknecht auf einem Gut, dann Artist, schließlich Kaufmannslehrling – denn er hat sich aus dem vagabundierenden Leben in eine kleinbürgerliche Existenz gerettet, aber nur, um mit eisernem Fleiß in Abendstunden sich auf das nach manchen Irrun-

gen klar erkannte Ziel seines Lebens vorzubereiten: auf die Laufbahn als Bühnensänger. Im entscheidenden Augenblick, als ihm alles wieder zu zerrinnen droht, weil der Unterricht bei ersten Lehrern im Institut des Professors Schmidt unerschwinglich ist, tritt das uralte Buch der Mutter auf einmal mit überraschender Macht in sein Leben, nicht ohne ein bißchen antiquarischen Hokuspokus von Seiten des erfahrenen Autors.

Im gedankenlosen Umherschlendern war er vor einem Schauladen in der Französischen Straße stehen geblieben. «Antiquariat von Oskar Hammer» stand in Goldbuchstaben auf der Spiegelscheibe, und dahinter türmten sich, in steifer Regelmäßigkeit aufgebaut, Berge von Büchern auf. Fritz ließ den Blick müde und gleichgültig über dies Wirrsal aus allen Sprachen und Wissenschaften vieler Jahrhunderte schweifen. Plötzlich flog ein Lächeln über das Gesicht des jungen Mannes. Ganz in einer Ecke des Fensters, zwischen zwei Folianten, die ihrem ehrwürdigen Äußerem nach aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammen mochten, hatte er ein paar unscheinbare Bändchen entdeckt, die sein Interesse in Anspruch nahmen. Der Goldtitel auf dem braunen Lederrücken war zwar verblaßt, ließ sich aber immer noch lesen. «J. F. Cooper» stand auf allen drei Bänden und darunter als Titel: «Conanchet» – «Der Letzte der Mohikaner» und «Die Waise von Wishton-Wish»...

Wie lange war es her, daß Fritz die kindliche Phantasie an den Schilderungen Coopers berauscht hatte, daß er dem Letzten vom Stamme der Mohikaner an das Lagerfeuer gefolgt war und mit dem tapferen Conanchet das Kriegsbeil ausgegraben hatte, um durch Prärie und Urwald auf hundert Schleichpfaden gegen die Bleichgesichter zu Felde zu ziehen! – In mächtiger Wallung stieg die Erinnerung an das Heimatdorf in ihm auf und trieb ihm das Blut in die Wangen und die Sehnsucht ins Herz. Der alte Cooper hatte ihm dereinst so manche Stunde versüßen und verträumen helfen, daß er ein fast unbezwigliches Verlangen darnach trug, sich noch einmal die wildromantischen Gestalten seiner Indianerhelden, die brennenden Steppen und den im Sturme jauchzenden Urwald mit all seinen Geheimnissen vor die Seele zu zaubern... Und ohne

Zögern trat er in den von dumpfer Luft erfüllten Laden, dessen Wände mit Büchern tapeziert zu sein schienen und in dem man sich kaum bewegen konnte, ohne an ein schweinsledernes Ungetüm oder einen Ballen zusammengeschnürter, staubaufwirbelnder Drucke zu stoßen.

Ein kleiner Mann kam dem Eintretenden entgegen und fragte nach dessen Begehr. Fritz erhielt die drei Bände Cooper für den ungeheuren Preis von einer Mark und wollte soeben seelenvergnügt abgehen, als sein Blick zufällig auf zwei altertümliche Foliobände fiel, die aufgeschlagen auf dem Ladentische paradierten. Fritz las auf der von Würmern an der Randung benagten und von der Zeit fast gelbbraun gefärbten ersten Seite des einen Bandes die Worte: «Bibel teutsch der erst tail.» Zwischen der ersten und zweiten Seite ragte ein Pappstreifen hervor, auf den in großen Buchstaben geschrieben war: «Günstige Occasion! Nur Mark 90! Komplettes Exemplar!» –

Fritz schüttelte den Kopf. «Neunzig Mark?» meinte er fragend, «– für dieses Buch? für eine alte Bibel?»

Herr Hammer lächelte überlegen.

«Scheint's Ihnen zu viel, verehrter Herr?» gab er zurück, sich die schmutzigen Hände reibend. «Zu viel?! Gucken Sie mich nur so erstaunt an – das ist ein sehr selenes Buch, mein verehrter Herr, ein Buch, das man nicht alle Tage findet! Wollen Sie gefälligst sehen – da hier –, was steht hier? «Augsburg, Siluan Otmar, in verlegung vn Kosten des Johan Rynman, 1518!» Und wissen Sie, was das heißt, verehrter Herr? Das heißt, daß dieses Werk die sogenannte vierzehnte und letzte deutsche Bibel vor Luther ist – ein Rarum ersten Ranges! Und nun sehen Sie sich einmal den Einband an! Lederpressung von oben bis unten und mitten darin die Jahreszahl 1519! Ein gleichzeiti-

ger Einband, verehrter Herr – da sind neunzig Mark ein Spottgeld – ein Spottgeld, mein Herr! »

Der alte Antiquar war ganz erregt geworden und murmelte noch immer vor sich hin, während Fritz sich verlegen über das «Ratum» beugte und die verschnörkelten Buchstaben betrachtete.

«Entschuldigen Sie nur», meinte er, «– ich wußte ja nicht, daß die Dinger so teuer sind! Ich habe auch eine alte Bibel zu Hause und wenn ich – »

Der Antiquar unterbrach ihn mit schrillerem Lachen.

«Auch eine alte Bibel ist gut, mein Herr! Ja, du lieber Gott, wenn alle alten Bibeln was wert wären, dann könnte man es bald zum reichen Manne bringen!... Aus welchem Jahre stammt denn Ihr Exemplar?»

Fritz wurde wieder verlegen. «Ich weiß es nicht genau», entgegnete er, «es ist mir entfallen – ich glaube, es steht gar keine Jahreszahl auf dem Titel – ich glaube, meine Bibel hat überhaupt kein Titelblatt...»

«Was denn? Kein Titelblatt? Es wär' eine Inkunabel? I, das ist ja gar nicht möglich!» Der Antiquar fuhr sich mit dem Finger über die Nase. «Eine deutsche Bibel?»

«Nein, keine deutsche – eine lateinische, aber nicht in lateinischen Lettern gedruckt! Ich kann Ihnen wirklich keine genaue Auskunft über das alte Ding geben, mein Herr, ich hab' es mir lange nicht angesehen, aber ich bin gern bereit, es Ihnen einmal herzubringen, wenn es Sie interessiert.» Fritz lächelte. «Für neunzig Mark lass' ich es Ihnen», fuhr er heiter fort, «die kämen mir gerade zu passen!»

Der Antiquar überhörte den letzten Satz. «Wo stammt denn die Bibel her?» fragte er.

«Von meiner Mutter, das heißt aus dem Hause meiner Mutter – aus einer Försterfamilie...»

Der Antiquar sah nach seiner Uhr. «Bis sechs bin ich im Geschäft», sagte er, «bringen Sie mir das Buch einmal her; vielleicht ist etwas daran. Freilich – ich glaub's nicht,

aber man kann ja nicht wissen! Vielleicht hab' ich auch einmal Glück! Also bis sechs! Habe die Ehre, mein Herr – empfehl' mich!»

Fritz zog mit seinen drei Bänden Cooper davon. Er wollte noch nicht so recht an die Möglichkeit glauben, daß seine alte Bibel ihm ein paar Groschen Geld einbringen könne – vielleicht sogar mehr als nur ein paar Groschen! Neunzig Mark – das war das Honorar für vier Unterrichtsstunden im Institut des Professors Schmidt und immerhin mitzunehmen! Freilich – vielleicht zuckte Herr Hammer auch nur bedauernd mit den spitzen Schultern, vielleicht war das alte Ding gar nichts wert und verlornte sich nicht einmal der Mühe des Einstampfens! Man mußte es darauf ankommen lassen – in seiner gegenwärtigen Situation hielt es Fritz für erforderlich, auch nicht die geringste Möglichkeit, zu Gelde zu kommen, außer Augen zu lassen...

Er suchte, als er in seinem Stübchen angelangt war, die Bibel aus der Kommode hervor, löste die vergilbten Zeitungspapiere, in die er sie bei seiner Abreise aus Paris eingehüllt hatte, und betrachtete sie noch einmal forschend von allen Seiten. Nein – neunzig Mark gab es nicht für die verstaubte Scharteke mit dem in allen Fugen klaffenden Einband – das war sicher! – Er schlug den Deckel auf, aus dem eine Motte emporhuschte. Auch die ersten Blätter waren nicht sonderlich gut erhalten – sie waren beschmutzt, hier und da eingerissen und zeigten Stockflecken und die Spuren des Bücherwurmes –, erst von den folgenden Seiten ab war die äußere Erhaltung des Buchs besser. Fritz schaute sinnend auf den Anfangsbuchstaben des Werks, ein schön ausgeführtes, bunt koloriertes Initial, ein F darstellend. Die Füllung des Buchstabens war lilafarben, die Konturen erstrahlten in mattem Golde; auch die Umrandung der ganzen Seite war in Farben gehalten – grün, blau, rot und golden. Es war merkwürdig, wie diese zarten Farbtöne verhältnismäßig noch frisch erglänzten... Fritz wurde es plötzlich recht schwer, das alte Buch aus der Hand geben

zu sollen; er entsann sich, daß seine Mutter ihm einstmals erzählt hatte, ihr Vater habe die Bibel aus seiner Heimat, einem westfälischen Städtchen, mitgebracht, und dort sei sie bei einem Hausumbau in einem vergessenen Abschlag unter allerhand altem Gerümpel gefunden worden. Die Mutter hatte immer eine gewisse Pietät für das schweinslederne Unding empfunden, und deshalb hatte Fritz es auch seinerzeit bei der Auktion in Klein-Busedow zurückgekauft – für bare fünfzig Pfennig, er wußte es noch ganz genau! Nun sollte das einzige Erbstück aus dem Kantorshause in dem muffigen Buchladen des Antiquars für immer verschwinden...?

Ärgerlich klappte Fritz den mächtigen Deckel, von dem die Bronzeschließen längst abgefallen waren, wieder zu und griff nach dem «Letzten Mohikaner». Er war unruhig und nervös – der Cooper sollte ihn zerstreuen helfen.

Er setzte sich am Tische dicht am Fenster nieder und begann zu lesen. Aber der selige James Fenimore wollte seine Schuldigkeit nicht tun. Fritz hatte keinen Sinn für die braunhäutigen Helden der Pampas; er durchblätterte die ersten Seiten, stützte dann den Kopf in die Hand und begann zu träumen – allerhand Zukunftsträume, die ihn in aufsteigender Linie in einen glänzenden, lichtstrahlenden Tempel des Ruhms und in absteigender Kurve in die Bedrängtheit des Augenblicks zurückführten. Was sollte werden? Ja, was sollte werden, wenn er nicht zu energischem Handeln schritt...! Er sprang auf und warf den Cooper beiseite.

Einen Augenblick blieb Fritz stehen – dann griff er hastig nach dem ungefüglichen Buche, hüllte es wieder in die Zeitungspapiere ein, nahm es unter den Arm und stürmte die Treppe hinab. Er wollte sein Glück versuchen; bot ihm der Antiquar wirklich nur einige Groschen, so konnte Fritz die Bibel immer wieder mit zurücknehmen – für einige Groschen war sie ihm nicht feil, aber warum sollte sie nicht auch neunzig Mark wert sein wie jene andre von

Anno soundsoviel! Die neunzig Mark wollten Fritz nicht aus dem Kopfe...

Es dämmerte schon, als er abermals in den Laden des Antiquars trat. Der kleine Mann stand vor seinem Pulte unter einem flackernden Gaslicht und schrieb. Er schaute beim Eintritt Fritzens flüchtig auf, schob seine Brille höher auf die Stirn und nickte.

«Ah – da sind Sie ja – gut! Bitte Platz zu nehmen! Einen Augenblick – so!» Er rieb sich die Nase. «Nun her mit dem Ding! Wetter, hat das ein Gewicht!»

Er riß das Zeitungspapier voneinander und beugte sich tief auf das Buch herab. Seine dünnen Finger glitten tastend über das Schweinsleder.

«Schlechter Einband», murkte er, «wenigstens schlecht erhalten – da fliegt eine Motte – das Wetterzeug nistet sich allenthalben ein!» Er griff nach der Motte, fing sie in der hohlen Hand, zerdrückte sie und warf sie auf die Erde. Dann schlug er den Einbanddeckel zurück und neigte sich wieder tief über die erste Seite des Bibelwerks.

Als er den Kopf von neuem erhob, bemerkte Fritz mit Befremden, daß das gelbhäutige, faltige Gesicht des Alten von dunkler Röte übergossen war. Seine kleinen Augen funkelten förmlich, und ein Blick unverhohlenen Mißtrauens flog zu Fritz herüber. Er sprach kein Wort, begann aber plötzlich eine unruhige, fast fieberhafte Tätigkeit zu entfalten. Er schlepppte dickeleibige Bücher herbei, in denen er eifrig blätterte, nachschlug und nachlas, dann irrten wieder seine Finger über die erste Seite der alten Bibel und schienen die Zeilen zu zählen, während sein Auge durch eine mächtige Lupe mit schwarzer Horneinfassung auf das Blatt schielte. Und dann schüttelte und nickte er zuweilen mit dem grauen Kopfe, und seine Lippen murmelten nur halb verständliche Worte: «Das ist ja unglaublich... aber eine Täuschung ist gar nicht möglich... die Beschreibung Panzers stimmt auf das Haar... ist auch mit Klemm konform... das ist ja unfasslich... Nöldeke! Nöl-de-ke!»

Auf diesen letzten, schmetternd hervorge-stoßenen Ruf schlurrt aus dem Nebenzimmer ein buckliger kleiner Kerl hervor, schaute sich blöde um, machte einen Kratzfuß vor Fritz und blieb dann vor dem Laden-tische stehen.

Herr Hammer wurde immer erregter. «Nehmen Sie Ihren Hut und springen Sie auf der Stelle zu Herrn Levy hinüber; Herr Levy möchte sofort einmal zu mir kommen, es sei eine Sache von größter Wichtigkeit! Pascholl!»

Der Buckelinski schlurrt davon und kehrte nach wenigen Minuten mit einem älteren Herrn von hagerer Statur und intelli-genten Gesichtszügen zurück. Das war der Hofantiquar Saul Levy, ein raffinierter Ge-schäftsmann, aber auch ein vielseitig gebil-deter Mann, vor allem ein ausgezeichneter Kenner der altdeutschen Literatur und der sogenannten Wiegendrucke: der gelehrteste Antiquar seiner Zeit, wie er sich gern nennen hörte.

Herr Levy stellte seinen Zylinderhut auf den Ladentisch und reichte seinem Kollegen die Hand.

«Na, mein guter Hammer», meinte er mit jovialem Akzent im Tone, «was gibt es Neues? Wieder einmal einen *rare bit* aufge-fischt? – aber auch wirklich einen? – Wis-sen Sie noch, wie Sie mich das letzte Mal rufen ließen? Glaubten ein komplettes Exemplar von Sprengers Statuten der Rosenkranzbrüder aufgestöbert zu haben, und als Gott den Schaden besah, waren von den fünfzehn Blatt zwei faksimiliert... Was ha-ben Sie denn heute da?»

Ohne ein Wort zu entgegnen, schob Herr Hammer dem Hofantiquar die Bibel Fritzens zu.

Levy setzte den Klemmer auf und beugte sich über das Buch. Aber er hatte nur einen einzigen Blick auf die erste Seite, das kolo-rierte Initial und die Typenstellung gewor-fen, als er voll maßlosester Überraschung wieder aufschaute.

«Hammer – eine zweiundvierzigzeilige?!»
«Zu dienen, mein Herr – zu dienen, mein

Herr», jubelte Hammer, «eine zweiund vierzigzeilige! Komplett und gut erhalten! Was sagen Sie nun, Herr Hofantiquar?!»

Und Hammer rieb sich mit dem Zeige-finger vergnügt die spitze Nase und schaute seinen Konkurrenten triumphierend und nicht ohne ein Gemisch von Bosheit und Schadenfreude an. Der aber klappte ohne weiteres das Bibelwerk zu und nahm es un-ter seinen Arm.

«Ist das da der Besitzer?» fragte er, auf Fritz deutend, der in krassem Staunen noch immer auf dem Schemel neben dem Laden-tisch saß.

«Das ist er», gab Hammer zurück.

Der Hofantiquar nickte. «Werden uns schon einigen», meinte er. Kommen Sie in Ihr Comptoir, Hammer – wir wollen das Ding einmal ein wenig genauer prüfen...»

Und die beiden Männer verschwanden hinter der Tür des Nebenzimmers und lie-ßen Fritz allein mit dem buckligen Nöldeke zurück, der auf eine Stehleiter gekrochen war und mit einem Handwedel die Bücher an den Wänden abstaubte.

Fritz konnte sich von seinem Staunen noch immer nicht recht erholen. Daß er Glück gehabt hatte, daß die alte Bibel doch so eine Art Seltenheit war – daran zweifelte er nach dem, was er gesehen und gehört, al-lerdings nicht mehr. Aber was sollte er for-dern, wenn er gefragt wurde, wie viel er für das Schweinslederne haben wolle? – Er überlegte. Mit neunzig Mark Wertangabe war die zweibändige Bibel vom Jahre 1518 bezeichnet gewesen, die er am Vormittage auf dem Ladentische gesehen – da war es wohl nicht zu viel, wenn er für sein Buch den gleichen Preis stellte. Versuchen ließ es sich ja – man konnte noch immer handeln...

Währenddessen wurde im Nebenzimmer ein lebhaftes und erregtes Gespräch geführt. Fritz hörte die Stimmen der beiden Anti-quare deutlich, ohne jedoch den Zusam-menhang der Unterhaltung zu verstehen. Herr Hammer erhob von Zeit zu Zeit sein Organ zu unmutvollem Schmettern, und dann erklang wieder besänftigend und salbungsvoll

die Stimme des Hofantiquars. Endlich schien eine Einigung erfolgt zu sein – es wurde still im Comptoir nebenan – man flüsterte nur noch miteinander.

Weit über eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als die beiden Leute mit roten Gesichtern wieder in den Laden traten. Der Hofantiquar hatte die Bibel noch immer im Arm. Er wandte sich direkt an Fritz.

«Sie wollen das Buch verkaufen?» fragte er. «Wissen Sie, was es wert ist?»

«Nein», entgegnete Fritz, und, vorsichtig werdend, denn er sah, daß das Luchsauge des Antiquars forschend auf seinem Gesicht las, fügte er hinzu: «Aber ich werde es ja erfahren...»

«Gewiß – ganz gewiß», fuhr der Hofantiquar hastig fort, «ich fürchte nur, Sie können leicht in die Hände eines Betrügers fallen... Hören Sie mich an: ich habe mich mit Hammer geeinigt – ich will die Bibel für mein Lager erwerben. Es ist ein seltenes – ein höchst seltenes Buch, das überhaupt nur noch in wenigen Exemplaren existiert. Ich biete Ihnen daher auch einen sehr hohen Preis, aber Sie müssen sich auf der Stelle entschließen, ja zu sagen oder nein... Ich biete Ihnen fünfundzwanzigtausend Mark!»

Fritz erhob sich. Er zitterte so stark, daß er sich mit den Händen rückwärts auf den Ladentisch stützen mußte. Dann lallte er: «Fünfundzwanzig...»

«...tausend Mark», vollendete der Hofantiquar. Der Vielerfahrenere war ein viel zu gewiegter Menschenkenner, als daß ihm die maßlose Überraschung des jungen Mannes entgehen konnte. Sie mußte ausgenutzt werden. Er zog ihn in das Comptoir nebenan, nahm dort sein Checkbuch aus der Brusttasche und füllte ein Blatt mit der genannten Summe und seiner Unterschrift aus.

«Da», sagte er, «präsentieren Sie den Check morgen vormittag an der Filiale der Deutschen Bank in der Mauerstraße und lassen Sie sich das Geld auszahlen. Und nun bitte hier! Wollen Sie mir gütigst bestätigen, daß ich das Buch rechtmäßig gegen Barzahlung von fünfundzwanzigtausend Mark von

Ihnen erworben habe – dann sind wir quitt. Darf ich bitten?»

Er drückte Fritz die Feder in die Hand, und Fritz unterschrieb – betäubt, verwirrt, klaren Denkens unfähig. Nur das Zahlwort «fünfundzwanzigtausend Mark» klang unablässig in seinem Ohr...

Der Hofantiquar lachte.

«Sie haben Glück, bester Herr! Ihr Buch ist eine sogenannte zweiundvierzigzeilige Bibel, das erste Druckwerk, das aus der Gutenberg'schen Offizin in Mainz hervorgegangen ist. Sie wissen doch, wer der Gutenberg war? Na, sehen Sie, und von diesen zweiundvierzigzeiligen Bibeln existieren derzeitig nur noch zwanzig* Exemplare – zwei davon habe ich aufgefunden, eines in der Rheinprovinz und eines in einer kleinen spanischen Stadt – Ihr Exemplar würde das einundzwanzigste sein! Begreifen Sie nun die Seltenheit? – Ich würde Ihnen das Doppelte gezahlt haben, wenn Ihre Bibel auf Pergament gedruckt wäre – Gutenberg hat nämlich eine Anzahl Exemplare auf Pergament abziehen lassen... na, das sind Sachen, die Sie wohl kaum interessieren dürften! Ich gratuliere Ihnen – und nun adieu, lieber Herr Fliedner, und verlieren Sie Ihren Check nicht! Adieu, lieber Hammer – ich erwarte Sie also morgen früh –, adieu, meine Herren!»...

Und der Hofantiquar drückte seinen Bibelschatz fest an sich, stülpte den Zylinder auf und ging ab. Herr Hammer rieb sich die Nase und schickte sich an, Fritz gleichfalls eine längere Rede über das ihm widerfahrens unerhörte Glück zu halten – aber Fritz hatte an dem guten Willen genug. Er faltete eiligst das Checkblatt zusammen, pfropfte es in sein Portemonnaie und stürzte dann mit kurzem Gruße ins Freie. Der Wind, der draußen erwacht war und der ihm mit erfrischender Kühle entgegenschlug, war ihm eine Wohltat, denn die Stirn brannte ihm, und seine Pulse schlügen wie im Fieber.

* Heute sind ungefähr doppelt so viele Exemplare bekannt. Anm. der Redaktion.